

VON VEIT-MARIO THIEDE

STADTJUBILÄUM

Vor den Preußen kam Napoleon

Nienburg an der Weser feiert
1000 Jahre Stadtgeschichte



Eines der Wahrzeichen Nienburgs: Das aus einem Mix aus Spätgotik und Weserrenaissance erbaute Rathaus von 1533 Bild: Thiede

In Nienburg häufen sich dieses Jahr die runden Daten. Die urkundliche Ersterwähnung der 32.000-Einwohner-Stadt an der Mittelweser liegt 1000 Jahre zurück. Vor 800 Jahren bekam Nienburg die Stadtrechte verliehen. Martin Luther schickte vor 500 Jahren den ersten Reformator nach Nienburg. Hier wird das Hackebeilchen des vor 100 Jahren hingerichteten Serienmörders Fritz Haarmann aufbewahrt.

Die nur in Abschriften erhaltene Urkunde der Ersterwähnung geht auf den Mindener Domherrn Milo zurück, der seine Nienburger Besitzungen der Mindener Kirche übereignete. In der lateinisch verfassten Urkunde heißt es: „Diese Niederschrift und Bestätigung ist geschehen im Jahre des fleischgewordenen Wortes 1025 in der achten Indiktion, im Monat September am Vortage des heiligen Apostels Matthäus.“ Gemeint ist damit der 20. September.

Die Struktur der Altstadt hat sich seit dem 17. Jahrhundert kaum verändert. Zentrale Achse ist die Lange Straße. An ihr reihen sich giebelseitig Fachwerkhäuser auf. Von der Langen Straße zweigen schmale „Traufgassen“ ab. Die schmucken Häuser, deren Bauherren Kaufleute und Ackerbürger waren, überragt das Rathaus. Es weist einen im 16. Jahrhundert erbauten imposanten Treppengiebel im Stil der Weserrenaissance auf. Über der Langen Straße herrscht reger Flugverkehr. Wichtigster Landeplatz ist das „Storchenhaus“. Auf seinem Schornstein sitzt ein Nest, das seit 1884 Jahr für Jahr von Störchen besiedelt wird. Nur zweimal blieben sie aus.

Das Stadtmuseum residiert im Fresenhof, einem 1610 erbauten und 1670 verlängerten Anwesen aus rotem Backstein und Fachwerk. In der Dauerausstellung gewinnt man Einblick in die Regional- und Ortsgeschichte. Seit dem 13. Jahrhundert residierten die Grafen von Hoya in Nienburg. Ihre Nachfolger waren die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg.

Bevor die Preußen 1866 das Königreich Hannover annektierten, bescherte Napoleon den Nienburgern von 1803 bis 1813 die „Franzosenzeit“. Als Ingenieur

brachten Napoleons Truppen Emanuel Bruno Quaet-Faslem mit. Im Gegensatz zu ihnen blieb er in Nienburg, wo er zum Ehrenbürger aufstieg. Im von ihm 1821 im klassizistischen Stil erbauten Quaet-Faslem-Haus werden Gemälde des überregional bedeutenden Malers Ernst Thoms (1898–1983) sowie die Dauerschau zu Leben und Schaffen Quaet-Faslems gezeigt. Das in Quaet-Faslems Garten versetzte Hallenhaus aus dem 17. Jahrhundert beherbergt das Niedersächsische Spargelmuseum. Nienburg ist für seinen Spargel berühmt. Im Außenbereich sind historische Gerätschaften für dessen Anbau zu sehen. Im Inneren widmet sich eine prächtige Sammlung der Esskultur des Spargels. Zu sehen sind variantenreiche Abtropffliegen, spezielle Teller und Zan-

gen zum gezielten Zugriff auf einzelne Stangen.

Im Zeichensaal des Quaet-Faslem-Hauses findet bis 2. November die Sonderschau „Stadtspaziergang“ statt. Sie präsentiert malerische Ansichten Nienburgs von Albert Rabens (1909–2006). Einige basieren auf historischen Postkarten und zeigen Ansichten, die so nicht mehr existieren. Andere stellen Bauwerke dar, die es noch heute gibt. Etwa den Stockturm genannten Überrest der Burg der Grafen von Hoya. Auch dem wohl ältesten Wohnhaus Nienburgs hat Rabens ein Bild gewidmet. Am Haus selbst, das bis vor einiger Zeit als Pension diente, ist ein Info-Kasten angebracht. Dessen Ausgang preist den kleinen, 1495 errichteten Fachwerkbau an: „Leonardo hätte hier die

Mona Lisa im Frühstücksraum malen und Luther die Bibel hier übersetzen können. So alt ist das Haus.“

Ein Fahndungsfoto auf Wunsch

Luther war zwar nie in Nienburg, aber auf Bitten des Grafen Jobst II. und seiner Gattin Anna schickte er 1525 Adrian Buxshot hin. Der predigte jeden Sonntag gemäß Luthers Lehren in der Kirche St. Martin. In der 1441 geweihten gotischen Hallenkirche steht die steinerne Tumba des Grafenpaares. Auf der Deckplatte liegen als lebensgroße Relieffiguren Jobst II. im Harnisch und Anna im langen Kleid mit Jacke und Haube. Sie haben die Hände gefaltet und sich einander zugewandt. Ihre Tumba befindet sich im Erdgeschoss des 1896/97 aus Backstein er-

richteten neugotischen Kirchturms. Mit 72 Metern Höhe ist er ein weithin sichtbares Wahrzeichen der Stadt.

Wahrscheinlich hat Fritz Haarmann (1879–1925) nie Nienburg besucht. Gleichwohl widmet ihm das von Hannover hierher umgezogene Niedersächsische Polizeimuseum eine Abteilung. Das Museum behandelt die Geschichte der Polizei vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Zum umfangreichen Fahrzeugpark gehört ein Polizeikäfer. Gedacht wird auch des Spürwildschweins Luise, das sich bei der Suche nach Rauschgift und Sprengstoff hervortat.

Der 1924 gefasste Serienmörder Haarmann hatte sein Unwesen in Hannover getrieben. Die Polizei legte dem homosexuell veranlagten Altkleider- und Fleischhändler, Kleinkriminellen und Polizeispitzel 27 Morde an Knaben und jungen Männern zur Last. Vor Gericht konnten ihm 24 Tötungsdelikte nachgewiesen werden. Nach eigener Aussage biss er seinen Opfern die Kehle durch. Anschließend zerlegte er die Getöteten. Sein mutmaßliches Hackebeilchen ist zu sehen. Es kommt in einem bis heute geläufigen Gassenhauer vor: „Warte, warte nur ein Weilchen, bald kommt Haarmann auch zu dir, mit dem kleinen Hackebeilchen ...“

Haarmann war zunächst nicht geständig. Die Polizeibeamten griffen nun zu verbotenen Methoden. Sie schlugen Haarmann und setzten ihn psychologisch unter Druck, indem sie ihn in seiner Zelle anketteten, einen Sack mit Knochen seiner Opfer aufstellten und in den vier Ecken knapp unter der Zellendecke je ein Brett mit Totenschädel darauf anbrachten. Deren Augenhöhlen waren mit rotem Papier ausgekleidet und von hinten beleuchtet.

Die Polizisten redeten Haarmann ein, die Seelen seiner Mordopfer würden ihn heimsuchen. Ein Nachbau der Zelle mit samt Einrichtung und vier „unechten“ Totenschädeln ist ausgestellt. Ebenso die originale Plattenkamera, mit der die Polizei Fahndungsfotos von Haarmann anfertigte. Wer will, kann sich anschließen: „Wenn Sie ein Fahndungsfoto von sich machen lassen möchten, wenden Sie sich bitte an die Aufsicht.“

● www.mittelweser-tourismus.de

FEMINISMUS-DEBATTE

Verbaler Frauen-Ringkampf

Die Deutsch-Argentinierin, die sich 1975 mit Alice Schwarzer angelegt hat – Die Feminismus-Kritikerin Esther Vilar wird 90 Jahre alt

Es war einer der Höhepunkte gesellschaftspolitischer Fernsehdebatten der 1970er Jahre: das im Februar 1975 vom WDR ausgestrahlte Streitgespräch „Alice contra Esther“. Auf der einen Seite stand die Journalistin Alice Schwarzer, die gerade zur Ikone der deutschen Frauenbewegung aufstieg. Ihr gegenüber saß die Schriftstellerin und Ärztin Esther Vilar. Es war ein Kammerspiel, zu dem der treffenden Titel „Die Schöne und das Biest“ hätte passen können.

Vier Jahre zuvor hatte Vilar weltweit für Furore gesorgt mit ihrer Streitschrift „Der dressierte Mann“. Die in drastischer Sprache verpackte Abrechnung mit dem Feminismus besagte, dass es nicht der Mann sei, der die Frau unterdrücke. Vielmehr seien es Frauen eines „geschickt getarnten Matriarchats“, die den stärkeren Sexualtrieb des Mannes ausnutzten, um ihn auszubeuten: „Der Mann sucht immer jemand oder etwas, dem er sich versklaven kann, denn nur als Sklave fühlt er sich geborgen – und seine Wahl fällt dabei meist auf die Frau.“

Die Frauen hingegen könnten wählen zwischen der Lebensform eines Mannes und der eines „dummen, parasitären Luxusgeschöpfes“; eine Wahl, die der Mann nicht habe, vor allem wenn er im „Gefängnis“ aus Familie und Beruf eingesperrt sei.

Weitere Zuspitzungen dieser Art zogen sich durch die Seiten, wie die, dass „der weibliche Intellekt und das weibliche Gefühlsleben auf einem primitiven Niveau stehen geblieben“ seien.

Das Buch wäre kaum eine Provokation gewesen, wäre der Verfasser ein Mann, den man bequem in die Chauvinisten-Ecke geschoben hätte. Doch aus der Feder einer gebildeten jungen Frau entfaltete es

zwangsläufig eine explosive Kraft. In den Augen der Feministinnen wurde Vilar zur „Verräterin am eigenen Geschlecht“.

In dem TV-Duell schenkten sich beide Frauen nach anfänglichem, freundlichem Smalltalk nichts. Schwarzer, der man die innerliche Anspannung anmerkte, biss sich in ihre ruhig wirkende Gegnerin regelrecht fest, ohne einen entscheidenden Treffer zu landen. Vilars Spitze gegen Schwarzers Idol Simone de Beauvoir – „die größte Imitatorin, die es jemals gegeben hat“ – fachte ihre Angriffslust erkennbar an. Ob spontan aus Hilflosigkeit oder als taktisch gezielt inszenierter Schlag, holte Schwarzer gegen Ende der rund 40 Minuten ausgerechnet gegen die Tochter deutsch-jüdischer Emigranten mit der Faschismus-Keule aus: „Sie sind nicht nur Sexistin, Sie sind auch Faschistin!“ Vilar konterte elegant, dass die Faschisten auf die gleiche Weise „extreme Formulierungen verwendeten, um dem anderen ein Etikett anzuhängen“. Damals wurde dieses hochtoxische Instrument erstmalig in der deutschen Debattenkultur prominent eingesetzt, und obwohl es in diesem Fall keine Wirkung erzielte, machte dieses Beispiel schnell Schule.

Für Vilar blieb es nicht allein bei rhetorischen Angriffen. Vier junge Frauen verprügelten sie. In der Münchener U-



In den 70er Jahren: Esther Vilar

Bahn verpasste ihr ein Unbekannter eine Ohrfeige, der seiner Ehefrau damit einen Gefallen tun wollte. Doch am meisten setzten ihr die Nachstellungen der Boulevardmedien zu. 1978 verließ sie „nach vielen Monaten sadistischen Psychoterrors“ Deutschland in Richtung Schweiz.

Das Fernsehduell – mit boshafem Hintersinn zur Weiberfastnacht ausgestrahlt – ging ohne einen klaren Sieger aus. Und doch entwickelten sich von da beider Karrieren in unterschiedliche Richtungen. Schwarzers Weg führte weiter nach oben, und bald beeinflusste sie von dort als „Berufsfeministin“ die Richtung des Mainstreams mit.

Sie kann sich heute bestätigt fühlen

Vilar hingegen geriet über die Jahre in Vergessenheit. Zwar folgten noch weitere Essays, Romane und Theaterstücke, doch die öffentliche Aufmerksamkeit blieb weitgehend aus. Ihren letzten bedeutenden Fernsehauftritt hatte sie 2011 bei „Maischberger“ anlässlich des Papst-Besuches in Deutschland, wo sie als Religionskritikerin, bekanntermaßen mit Sitz im Stiftungsrat der atheistischen Giordano-Bruno-Stiftung, eingeladen war.

Inzwischen kann sich Vilar in ihrer Feminismus-Kritik, in der sie ausschließlich soziologisch argumentierte, bereits in we-

sentlichen Aspekten von der naturwissenschaftlichen Forschung der jüngsten Zeit zunehmend bestätigt sehen. Die auf der Basis der Evolutionsbiologie gewonnenen Erkenntnisse des renommierten US-Psychologen Roy F. Baumeister über die systematische Ausbeutung der Männer und den Mangel der Frauen an beruflichem Ehrgeiz („Wozu sind Männer eigentlich überhaupt noch gut?“, 2012) sind nur ein Beispiel.

Jedoch beherrscht der abstrakt ideologisch determinierte Feminismus, völlig unbeindruckt von jenen neuen Erkenntnissen in den Humanwissenschaften, nach wie vor den öffentlichen Diskurs. Vilar ist somit weitgehend aus der öffentlichen Wahrnehmung verbannt. Das weltweite Meinungsmonopol der Frauenbewegung hat sich erfolgreich gegen sie behauptet. Dennoch zeigte sich Vilar Jahre nach dem Erfolg ihres „in großer Wut geschriebenen Pamphlets“ froh, dass sie den Text zu den „Dressierten Mann“ trotz aller Widerstände verfasst habe.

1935 in Argentinien als Tochter deutscher Auswanderer geboren, kam Vilar 1960 als DAAD-Stipendiatin zum Studium nach Deutschland, wo sie in zweiter Ehe den Schriftsteller Klaus Wagn heiratete. Am 16. September wird die Publizistin 90 Jahre alt. Daniel Körte